



tredition®

www.tredition.de

Stefanie Leiss



Stefanie Leiss, 1969 im Rheinland geboren, lebt heute mit ihrem Sohn und vier Katzen in Leonberg.

Eigentlich ist sie gelernte Bürokauffrau. In den vergangenen fünfzehn Jahren folgten verschiedene Ausbildungen in alternativen Heilmethoden und systemischem Familienstellen.

Die Leidenschaft für das geschriebene Wort begleitet sie bereits ihr Leben lang.

»Zabawunda und das Geheimnis der Träume« ist ihr Debüt als Schriftstellerin.



www.tredition.de

© 2018 Stefanie Leiss

Verlag und Druck: tredition GmbH, Hamburg

ISBN

Paperback: 978-3-7469-2900-2

Hardcover: 978-3-7469-2901-9

e-Book: 978-3-7469-2902-6

Illustration und Gestaltung Buchcover: Simone Leiss-Bohn

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Zabawunda

und

das Geheimnis der Träume

Für meinen lieben Großvater,
der so gerne Geschichten erfand und erzählte,
mit denen er meine Kindheit erhellte,
und
für meine wunderbare Kätzin Kitty,
die ihre letzten Lebenstage als Co-Autorin stets neben mir lag,
und deren Licht mit Beendigung dieses Buches erlosch.

Ich sehe euch wieder – auf der anderen Seite.

ERSTER TEIL

Zwischen zwei Welten

Es war einmal ... Und was wäre eine Geschichte, die nicht mit diesen drei magischen Worten begänne ...

Also, es war einmal ein zwölfjähriger Junge namens Tobias Wachsmann, doch alle nannten ihn bloß Toby. In drei Wochen würde er seinen dreizehnten Geburtstag feiern und endlich als Teenager durchgehen. Darauf freute er sich schon ganz besonders. Der Junge war zwar groß für sein Alter, aber noch ziemlich dünn, obwohl er wirklich ständig etwas Essbares in sich hineinstopfte. Seine sehr hellen, fast weißblonden Haare waren etwas widerspenstig, wodurch Toby immer ein wenig verwuschelt aussah. Seine großen Augen hatten einen warmen Branton. »Richtige Rehaugen!«, sagte seine Mutter oft. Aufgrund der langen, seidigen Wimpern hänselten ihn die Jungs aus seiner Klasse häufig und riefen: »Mädchen, Mädchen!« Toby war ein heller Kopf, noch dazu besaß er die ausgeprägte Fähigkeit, sich in andere hineinversetzen zu können. Wäre er nicht so schüchtern gewesen, hätte er vielleicht gemerkt, dass die eine oder andere Schulkameradin ihn gerade deshalb besonders nett fand.

Die Geschichte nahm ihren Anfang im Heim der Familie Wachsmann in der Friedrich-Schiller-Gasse 9. Das hübsche, kleine Häuschen mit weißem Anstrich und grünen Fensterläden, stand in einer ruhigen Gegend am Rande des Städtchens.

Ein gepflegter Garten mit vielen Blumen umgab es, und irgendwo bellte gerade ein Hund. Molly, die getigerte Katze der Nachbarn, strich auf ihrem abendlichen Spaziergang lautlos um die Häuser. Ein warmer, sonniger Tag im Mai war zu Ende gegangen, und die Luft duftete süß und frisch.

Es war wie jeden Abend: Toby saß auf dem Badewannenrand und putzte sich die Zähne. Dabei sah er aus dem Fenster in eine helle Vollmondnacht. Seine Augen sahen in weite Fernen, denn Träume gehörten zu ihm, wie seine Nase, sein Mund und seine Hände. Diese strahlende Münze am Himmel verstärkte seine Träumereien noch. Doch sogar Menschen mit weniger Phantasie brachte der Mond ja dazu, sich etwas mehr ihren Träumen hinzugeben.

Unten in der Küche klapperte seine Mutter Elvira mit dem Abendbrotgeschirr. Fred, sein Vater, saß schon vor dem Fernseher und sah sich einen seiner heißgeliebten Krimis an. Seine dreijährige Schwester Tati, die eigentlich Tatjana hieß, aber von allen nur Tati gerufen wurde, schlief schon seit geraumer Zeit. Anfangs war er gar nicht begeistert gewesen, als seine Eltern ihm eröffneten, dass er ein Geschwisterchen bekommen würde – und dann auch noch ein Mädchen. Doch inzwischen liebte er die Kleine heiß und innig. Er war ganz in die Rolle des großen Bruders hineingewachsen. Außerdem war sie so ziemlich die Einzige, die seine Träumereien verstehen konnte und ihn deswegen nie tadelte oder auslachte.

Im Gegenteil: Sie wollte bei jeder Gelegenheit wissen, was ihr Bruder denn wieder für tolle Sachen im Schlaf erlebt hatte.

Tobys Eltern waren eher unkonventionell und auch nach über fünfzehn gemeinsamen Jahren noch immer wie zwei Teenager ineinander verliebt. Elvira war klein und ein wenig mollig. Mit ihren langen, üppigen, dunkelbraunen Locken, den gleichen

Rehaugen wie ihr Sohn sie hatte, und ihrer warmen, rauchigen Stimme, war sie eine hübsche und angenehme Erscheinung. Fred, Tobys Vater, war über einen Meter neunzig groß und in jungen Jahren genauso hellblond wie seine Kinder gewesen. Inzwischen war sein Haar ein wenig dunkler und er trug es schulterlang zu einem Zopf gebunden. Mit dem Vollbart, den leuchtend blauen Augen und der silbernen Creole im linken Ohr, erinnerte er ein wenig an die Darstellungen des Piraten Klaus Störtebeker. Toby fand, dass er sich mit seinen Eltern wirklich nicht beklagen konnte. Die »Alten« waren schwer in Ordnung. Auch wenn es, wie in jeder Familie, hin und wieder Streit gab, so hielten die Wachsmanns doch zusammen wie Pech und Schwefel.

Plötzlich hörte er die Stimme seiner Mutter von unten herauf rufen: »Toby, träumst du schon wieder? Ich glaube, du bist der erste und einzige Mensch auf diesem Erdenrund, der sich eine geschlagene halbe Stunde die Zähne putzt. Mach dich jetzt endlich fertig und geh' schlafen! Du bist schon wieder viel zu spät dran! Morgen ist Schule, und du kommst wie immer nicht aus dem Bett!« Nur widerstrebend kehrte Toby auf den Boden der Tatsachen zurück. Er spülte sich den Mund aus, trocknete sich das Gesicht ab und trottete über den Flur in sein Zimmer im oberen Stock. Nepomuk, sein Hamster, den er nach dem kleinen Drachen aus der »Augsburger Puppenkiste« – einer seiner Lieblings-sendungen von früher – benannt hatte, trat schon kräftig in seinem Rad herum. Als er seinen Menschenfreund kommen sah, kletterte er heraus und kam flink an die Käfigtüre gelaufen, um sich wie jeden Abend seine Streicheleinheiten abzuholen. Toby nahm Nepomuk aus dem Käfig, strich ihm über sein seidenweiches Fell und freute sich darüber, wie vertrauensvoll und vorwitzig sich dieses kleine Wesen in seine Hände begab. Nepomuk sah ihn mit seinen kleinen, schwarzen Knopfaugen an

und begann, sanft an seinem Daumen zu nagen. So ging das einige Minuten, bis Toby auffiel, dass es jetzt wirklich an der Zeit war, ins Bett zu verschwinden, bevor seine Mutter heraufkam und ihm die Flötentöne beibringen würde. Also sagte er Nepomuk gute Nacht, legte sich unter seine Star-Wars-Bettwäsche (ein Weihnachtsgeschenk seiner Lieblingstante Gerda), rollte sich auf die Seite und war sogleich eingeschlafen.

Toby träumte ...

* * *

Es war einmal ...

Eine riesige Eiche stand im Zauberwald der Tausend Träume. Diese Eiche war viele, viele hundert Jahre alt und hatte ebenso viele Ereignisse in ihrem langen Leben gesehen. Es war ein sehr weiser Baum. Im letzten Jahrhundert war er besonders glücklich, denn in seinem riesigen Inneren wohnte eine gute Waldhexe mit Namen Weiwuna zusammen mit ihrer Tochter, Zawuni, seinem ganz besonderen Liebling, und den beiden Katzen Caruso und Leonie. Es war ein schönes und friedliches Leben für die Eiche und ihre Mitbewohner. Nichts trübte die Harmonie, die in und um den uralten Baum herum herrschte.

Es war eine jener unsagbar schönen Vollmondnächte, und im Zauberwald der Tausend Träume war es noch viel schöner, als man es sich nur vorstellen kann. Weiwuna saß mit ihrer Tochter Zawuni am Fuße der Eiche auf einer alten Holzbank. Auf der Schulter der Mutter hockte wie jeden Abend ein Uhu namens Naranjo – seit langer Zeit das Gewissen und manchmal auch das Gedächtnis von Weiwuna. Zawuni, die Tochter, erst wenig mehr

als ein Jahrhundert alt, was bei Hexen gar nichts ist, saß gemütlich neben ihrer Mutter, eingerahmt von ihren Katzen: rechts Kater Caruso und links Kätzin Leonie. Ein tiefes, sonores Schnarchen lag in der Luft. Es war ein angenehmes, Vertrauen erweckendes Geräusch, und es kam von der alten Eiche, die wohl auch ein kleines Nickerchen hielt. Caruso und Leonie trugen mit ihrem Schnurren das ihre dazu bei und sahen mit leuchtenden Katzenaugen in die helle Mondnacht. Weiwuna war gerade dabei, ihrem Sprössling ins Gewissen zu reden.

»Zawuni, wie oft habe ich dir schon gesagt, dass die Hexenschule kein Spielplatz ist, sondern eine ernste Angelegenheit. Wer eine große Hexe werden will, muss beizeiten mit den Lektionen beginnen, denn es ist kein Leichtes, das riesige Hexen-Einmaleins zu beherrschen. Du bist schließlich nicht mehr so klein, dass ich dir alles durchgehen lassen kann. Und wenn sich die Oberhexe Walpurgis bei mir über dich beschwert, dass du schon wieder unsinnige Dinge zusammenhext, anstatt dich mit deinen Übungen zu beschäftigen, dann muss ich dir sagen, dass das so einfach nicht geht.« Zawuni kannte ihre Mutter. Sie war gar nicht so streng, wie sie gerade tat. Außerdem wusste sie schon längst, dass Weiwuna als Junghexe auch so einiges ausgefressen hatte. Aber die Bemerkung, eine große Hexe werden zu wollen, gab ihr dann doch zu denken, denn ihre Mutter war für sie ein leuchtendes Vorbild. Sie wünschte sich nichts sehnlicher, als auch einmal eine so gute und mächtige Waldhexe zu werden. Nachdenklich betrachtete sie Weiwuna von der Seite. Abgesehen von ihrem schneeweißen, langen Haar, sah man ihrer Mutter die Jahrhunderte wirklich nicht an. Sie war immer noch eine große, eindrucksvolle und schöne Frau mit einem jugendlichen und klaren Gesicht, in dem die ausdrucksstarken, grünen Augen mit Weisheit und Witz in die Welt sahen. Sie trug ein wallendes

Gewand, mit Blättern und Bäumen verziert, die sich der jeweiligen Jahreszeit anpassen. In dieser Vollmondnacht waren nur die Umrisse und Schatten der Bäume auf dem jetzt nachtblauen Gewand zu sehen. Wenn man genau hinschaute, konnte man erkennen, dass sich die Blätter auf dem Stoff wie im Nachtwind bewegten, und wenn man noch genauer lauschte, hörte man ein leises Rascheln aus den Falten aufsteigen. Zawuni liebte ihre Mutter über alles, und sie spürte auch, dass ihre Mutter sie genauso liebte. Zawuni selbst war ein junges Mädchen, trotz ihrer einhundertviereiviertel Jahre. Das waren, in Menschenjahren gerechnet, vielleicht so ungefähr dreizehn. Mit ihren langen, sanft gewellten, feuerroten Haaren und den gleichen grünen Augen wie Weiwuna, würde sie einmal eine ausnehmend schöne Frau werden. Doch Zawuni war alles andere als eitel. Äußerlichkeiten waren für sie nicht so wichtig, denn sie hatte schon jetzt die Fähigkeit, allen Lebewesen in die Herzen zu blicken – und nur das, was sie dort sehen konnte, war für sie ausschlaggebend. Es war schlicht unmöglich, dieser kleinen Hexe etwas vorzumachen. Wer einmal ihre Freundschaft gewonnen hatte, gewann sie für das ganze Leben. Das war eine besondere Eigenschaft von Zawuni, die ihre Mutter immer sehr stolz machte, auch wenn die junge Hexe sonst ziemlich viel Unsinn in ihrem hübschen Köpfchen hatte. Zawuni war auf jeden Fall ein sehr vielversprechendes Hexenkind. Ihre Aufnahmeprüfung in die Hexenschule hatte sie auf Anhieb mit Bravour bestanden, deshalb durfte sie auch schon das Gewand der Hexen-Novizinnen tragen. Dieses Gewand passte sich den Tageszeiten und dem Wetter an. Wenn es Tag war und die Sonne schien, war es leuchtend gelb wie die Sonnenstrahlen, bei Nebel ein waberndes Grau, bei Regen ein fließendes, helles Blau. Und jetzt, in dieser Vollmondnacht, war es dunkelblau mit hunderten von Sternen, auch der Mond

spiegelte sich darin wider. Es war nicht so bedeutsam, wie die Weisheit, Ruhe und weitgehende Beständigkeit, die das Kleid ihrer Mutter ausstrahlte. Doch es symbolisierte jugendliche Frische, sowie den Wechsel der Tage und zeigte, dass Zawuni schon im Einklang mit der Natur und den Zeiten war.

An ihren Vater, den großen und mächtigen Zauberer Bergista, konnte sich die junge Hexe kaum noch erinnern. Ihre Mutter hatte sich von ihm getrennt, als Zawuni erst fünfunddreißig Hexenjahre alt gewesen war und somit noch ein ganz kleines Hexenkind. Bergista war einmal ein guter und friedlicher Zauberer gewesen, doch irgendwann begann er, nach mehr Macht und Ansehen zu streben und dabei unlautere Methoden anzuwenden. Weiwuna hatte versucht, ihm ins Gewissen zu reden, aber Bergista war schon so von seinen hochfliegenden Plänen gefangen, dass er den Sprung zurück einfach nicht mehr schaffte. Ihre Mutter hatte sich schweren Herzens, unter vielen Tränen, zur Trennung entschlossen und den Zauberer gebeten, das gemeinsame Heim in der uralten Eiche zu verlassen. Bergista war wütend, traurig und leider wenig einsichtig von dannen gezogen. Er fühlte sich verraten und missachtet und erkannte in seiner Blindheit nicht, dass er den Bruch in der Familie selbst verursacht hatte.

Weiwuna sprach nie gerne von ihrer verlorenen Liebe, demnach wusste Zawuni sehr wenig von ihrem Vater. Sie konnte sich nur daran erinnern, dass er schon damals silberweißes, langes Haar und Augen, so dunkel wie eine Neumondnacht, gehabt hatte. Er war ihr als ein sehr außergewöhnlicher und auf seine spezielle Art schöner und faszinierender Mann von den anderen Bewohnern Zabawundas beschrieben worden. Wenigstens war es ein Trost für Zawuni, dass sie einen so großen Zauberer zum Vater hatte, auch wenn er nicht bei ihr war und sie ihn seit langer Zeit nicht

mehr zu Gesicht bekommen hatte. Natürlich fragte sie sich oft, wie er denn wohl sein möge, was er tat, und ob er manchmal an sie und ihre Mutter dachte. Weiwuna hatte nie Anstalten gemacht, sich einen neuen Mann zu suchen, obwohl es immer wieder wandernde Zauberer, Magier und andere Zabawundarianer gab, die die schöne Waldhexe mit Kusshand zur Frau genommen hätten. Zawuni war sich nicht sicher, denn wenn sie dieses Thema anschnitt, war ihre Mutter immer kurz angebunden und lenkte das Gespräch auf etwas anderes. Aber manchmal glaubte sie, dass Weiwuna Bergista nie vergessen hatte und ihn vielleicht sogar immer noch liebte. Sie hatte beschlossen, in ihren Hexenferien mal ein wenig in der Geschichte ihrer Eltern zu forschen und spielte fast mit dem Gedanken, ihren Vater zu suchen und einfach zu fragen, warum er nicht mehr bei ihr und Weiwuna lebte. Auch die anderen Bewohner Zabawundas gaben ihr in diesem Punkt keine ausreichenden Informationen. Zawuni fragte sich, ob das an mangelndem Wissen lag oder ob an dieser ganzen Sache womöglich noch ein größerer Haken war. Auf jeden Fall würde sie in absehbarer Zeit versuchen, Licht in das Dunkel zu bringen.

In einiger Entfernung von der uralten Eiche war ein ebenso alter magischer Hain. Inmitten dieses Haines war eine Lichtung, und in der Mitte dieser Lichtung lag ein sehr großer See: der See des Sanften Vergessens. An seinen Ufern lebte seit undenklichen Zeiten das Volk der Zabawunikis, ein sehr friedliches und naturverbundenes Volk. Sie wohnten in Pfahlhütten, die rund um den ganzen See standen, töteten keine anderen Lebewesen, nicht einmal um sie zu essen, sondern ernährten sich von dem, was ihnen der Wald, die Wiesen und der fruchtbare Boden um sie herum freiwillig und in Überfülle darbot. Es waren schöne Wesen, diese

Zabawunikis. Alle, auch die Männer, hatten lange Haare, die ihnen weit über den Rücken fielen. Da es ein ausgesprochenes Naturvolk war, trugen alle Kleider aus feinsten Gräsern, die kunstvoll zu weichen und anschmiegsamen Gewändern gewoben wurden. Die Frauen hatten außerdem – je nach Jahreszeit – Blüten oder kleine Früchte auf den Kleidern, als Schmuck und zum Zeichen ihrer Fruchtbarkeit und des Segens der Großen Muttergöttin. Die Kinder dieses Volkes hatten von der Natur eine außergewöhnliche Gabe mitbekommen: Sie alle, ob Junge oder Mädchen, hatten das Zweite Gesicht und konnten Dinge sehen und vorhersagen. Eine Fähigkeit, die ihnen erst mit dem Erwachsenwerden verloren ging – davon ausgenommen waren nur ganz wenige von ihnen, die später zu Schamanen, druidischen Barden oder Heilerinnen wurden. Daher hatten diese Kinder im Volk der Zabawunikis auch einen sehr wichtigen Platz, und jeder schützte und behütete jedes einzelne Kind, als ob es sein eigenes wäre. Abgesehen davon, dass die Zabawuniki-Kinder Orakelsprüche für den ganzen Stamm verkündeten, waren sie unbeschwert und glücklich, wie andere Kinder auch. Das Leben um den See des Sanften Vergessens, unweit vom Zauberwald der Tausend Träume entfernt, hatte seit endlos vielen Jahren seinen Bewohnern Freude und Schutz geboten.

In dieser Vollmondnacht standen Frauen, Männer und Kinder in einem geschlossenen Kreis um den See, hielten sich an den Händen und huldigten dem Mond, dessen Antlitz und Glanz für die Zabawunikis ein immer wiederkehrendes Geschenk der Muttergöttin war. Mit ihrem wundervollen Gesang, der weit über das Wasser und in den Zauberwald hineinschallte, dankte das Volk der Göttin auf seine ganz spezielle Weise. Diese vielen hundert Stimmen, tiefe, klare und glockenhelle, brachten die allerschönsten Töne hervor, die sich zu einem uralten und

heiligen Lied vereinigten, dessen Klang nun zum Mond aufstieg. Mitten auf dem See des Sanften Vergessens schwamm eine riesige Seerose, in welcher die Schutzpatronin der Zabawunikis lebte: die Blütenfee Rosiella. In gespannter Erwartung sahen alle zu der Seerose und hofften auf das baldige Erscheinen ihrer guten Fee. Schon öffneten sich die Blütenblätter, und in einem Regen aus glitzernden Sternen leuchtete Rosiella auf. Ihr Boot aus geschliffenem Kristall, gezogen von sechs silbern schimmernden, sprechenden Delphinen, glitt langsam und majestätisch auf das Ufer zu. Wo die Blütenfee auch war, stets umgab sie dieser Sternenregen – hell und strahlend hüllte er ihre zarte Gestalt in seinen Glanz. Doch mit jedem einzelnen dieser Sterne hatte es noch eine ganz besondere Bewandtnis, wenn er in den See des Sanften Vergessens fiel. Das Geheimnis wurde in den Chroniken des Landes seit undenklichen Zeiten gehütet, nicht einmal Rosiella selbst wusste davon. Als das Boot am Ufer anlegte, teilte sich der Kreis der Zabawunikis. Rosiella setzte einen ihrer grazilen Füße auf die immer noch von der Sonne erwärmte Erde des Haines. Sie lächelte und die Freude auf ihrem Gesicht ließ sie noch schöner erscheinen, als sie sowieso schon war. Die Blütenfee war ein hauchzartes, filigranes Geschöpf, fast schien sie durchsichtig, wie aus Licht und Luft gewoben. In ihrem herzförmigen Gesichtchen strahlten zwei kornblumenblaue Augen, ihr Mund war so rot und weich wie ein Rosenblatt und auf ihrem Rücken trug sie zwei große, blau schimmernde Flügel, die sich sanft bewegten. Ihr schneeweißes Kleid bestand aus lauter winzigen Blüten, und ihr langes, rotschwarzes Haar fiel ihr in schillernden Locken bis zur Taille. Es war wie ein wunderschöner Traum, Rosiella zu erblicken, und die Augen der Zabawunikis sahen nun mit Liebe und Ehrfurcht auf ihre Schutzpatronin. In jeder Vollmondnacht kam Rosiella, um einige Stunden mit ihrem Volk

zu feiern, zu lachen und zu tanzen. Der Dorfplatz war dann mit Blumengirlanden in allen erdenklichen Farben und Formen geschmückt, deren Duft berauschend über den Pfahlhütten lag. Ein großes Feuer loderte in der Mitte des Platzes, und auf den vielen kleineren Feuerstellen köchelten in eisernen Töpfen die leckersten Gerichte, um nach dem Tanz den Hunger der Feiernenden zu stillen und für das leibliche Wohlbefinden zu sorgen. Honigwein und Limonade aus Blüten und Beeren standen im Überfluss bereit, damit sich alle daran laben konnten. Die Männer hatten sich inzwischen in einem weitläufigen Kreis um das große Feuer versammelt und schlugen die berühmten Trommeln der Zabawunikis. Jede dieser Trommeln brachte andere Klänge hervor, in deren bezwingenden Rhythmen sich die Männer, Frauen und Kinder des Volkes wiegten und gemeinsam mit der Blütenfee tanzten. Von überall her erklangen Gelächter, Gesang und Gespräche. Es war ein frohes und glückliches Fest, das hier gefeiert wurde. Stunden später, als die Feuer heruntergebrannt, die Speisen verzehrt und der Durst gestillt war, schliefen schon viele Kinder in den Armen ihrer Eltern.

Da verabschiedete sich Rosiella von ihren Schützlingen und kehrte in ihrem Boot zu ihrer Seerose auf dem See des Sanften Vergessens zurück.

* * *

In einem anderen Teil Zabawundas, genauer gesagt im Gebirge des Ewigen Eises, das weit im Nordosten des Landes lag, stand ein langer und spitzer Turm. Er war auf einen hohen Felsen gebaut und ragte wie ein mahrend erhobener Zeigefinger aus der steinernen Umgebung heraus. Manche nannten ihn »den Turm des Bösen oder Dunklen Traumes«, für andere war er nach

seinem Standort »der Turm des Ewigen Eises«. Aber nur sehr wenige Bewohner Zabawundas wussten überhaupt von seiner Existenz, denn meistens wurde nur hinter vorgehaltener Hand und mit Unbehagen davon geflüstert. Hier lebte der große und mächtige Zauberer Bergista, seit sich Weiwuna von ihm getrennt hatte. In diesem Moment saß er in seinem Arbeitszimmer am Kamin, in dem ein Feuer brannte. Aber es war ein magisches Feuer, in dem die Flammen kalt und blau loderten. Bergista selbst trug ein tiefschwarzes, fließendes Gewand aus glänzender Seide, auf dem hunderte von Eisblumen blühten. Es war klirrend kalt in dem Raum, doch die Kälte spürte Bergista nicht mehr, denn auch sein Herz war gefroren. Der Zauberer war eine beeindruckende Gestalt: hochgewachsen und athletisch gebaut, mit langen, silberweißen Haaren und Augen, so schwarz wie die Nacht. Noch immer war er erfüllt von der Gier nach Macht und Ruhm, auch wenn es immer wieder vorkam, dass er in stillen Momenten an die Waldhexe dachte, der einst seine Liebe gehörte und die ihn so schmachvoll im Stich gelassen hatte, anstatt ihn auf seinem Wege in die oberen Gefilde der Macht zu begleiten. Er begriff nicht, dass für Weiwuna noch der alte Ehrenkodex galt:

»TU WAS DU WILLST – ABER SCHADE NIEMANDEM!«

Sie wäre eher gestorben, als sich nicht an das höchste Gesetz der Zauberkunst zu halten. So schwor sich Bergista, dass er einst über Zabawunda herrschen würde – und dann käme Weiwuna schon um Gnade winselnd angekrochen. Der Zauberer gedachte, diesen Augenblick des Triumphes bis zur Neige auszukosten, um sich dann nach langem Bitten und Betteln der Waldhexe zu erbarmen und sie wieder als seine Gefährtin anzunehmen. In derlei süßen Tagträumen verlor er sich gerne. Allerdings musste er vorsichtig sein, denn seine Komplizin auf dem Wege zur Herrschaft war eine alte Feindin Weiwunas: die böse Berghexe Stawicka. Dieses

Biest würde glatt versuchen, ihn in einen Wurm zu verwandeln, wenn sie seiner heimlichen Gedanken gewahr werden könnte. Nicht dass Bergista Angst vor Stawicka gehabt hätte, denn er wusste durchaus, dass er mindestens genauso gut in der Zauberkunst bewandert war, wie diese gemeine Hexe. Aber sie war ihm momentan nützlich, und ihr Geschrei und Gezeter würde er noch früh genug zu hören bekommen.

Ein Stockwerk weiter oben saß Stawicka vor ihrem riesigen Spiegel und betrachtete nachdenklich ihr Antlitz. Hier brannte ebenfalls ein Feuer im Kamin, aber dieses Feuer gab ein wenig Wärme ab. Jener Raum war so ganz anders, als das Arbeitszimmer von Bergista: vollgestopft mit wuchtigen, alten, dunklen Möbeln und dem großen Ohrensessel, in dem der Zauberer am liebsten zu sitzen pflegte, wenn er und Stawicka gemeinsam Ränke schmiedeten. Hier stand auch ein überdimensionales Himmelbett mit vielen, giftgrünen Stoffbahnen und auf dem Baldachin waren allerlei Hexenzeichen und Pentagramme sichtbar. Ein Terrarium mit Spinnen stand auf einem schwarzen Gestell aus Eisen und wurde von einem magisch grünen Licht beleuchtet. Oben an der Decke hingen Stawickas kleine Lieblinge: Fledermäuse. Sie waren kopfüber an den Holzbalken gekrallt und hatten ihre Flügel wie einen Mantel um sich geschlagen, denn noch schliefen die kleinen Blutsauger. Eigentlich war die Berghexe auch immer noch eine schöne Frau, doch ihre Augen waren so hellgrau, dass sie fast weiß wirkten, kalt wie Eis. Wie immer hüllte sie sich in giftgrüne Gewänder aus wallenden Stoffen. Diese Farbe harmonierte am besten mit ihren langen, grünschwarzen Haaren die ihr fast bis zu den Knien fielen. Stawicka hasste Weiwuna abgrundtief. Die beiden waren gleichzeitig in die Hexenschule aufgenommen worden, aber Weiwuna hatte stets

die Nase vorn gehabt, schneller begriffen und besser gehext. Außerdem war Weiwuna mit Abstand die Hübschere gewesen – und das wurmte Stawicka natürlich. Es gab einfach keinen Bereich, in dem Weiwuna ihr nicht überlegen gewesen wäre. Das konnte sie ihr niemals verzeihen, wie alt sie beide auch werden würden. Die böse Berghexe wartete nur auf eine Gelegenheit, es Weiwuna heimzuzahlen. Egal, wie lange es noch dauerte, irgendwann würde der Moment der Rache und Vergeltung kommen. Bis dahin nährte und pflegte sie ihren Hass auf die Waldhexe und malte sich genüsslich aus, was sie ihrer Rivalin – und natürlich auch deren Tochter Zawuni, die zu Stawickas großem Ärger genauso aussah, wie ihre Mutter in jungen Jahren – alles antun würde. Wie glücklich war sie, als sie erfuhr, dass Weiwuna sich von Bergista getrennt hatte. Vom ersten Moment an hatte sie den großen Zauberer für sich gewollt, nun war sie seine Gefährtin auf dem Wege zur Macht über Zabawunda. Sie hatte nicht vor, sich von irgendetwas oder irgendjemandem von ihrem Ziel abbringen zu lassen. Im Turm des Dunklen Traumes konnten sie in aller Ruhe ihre gemeinen Pläne schmieden. Außerdem hatten sie und Bergista noch ihre ganz besonderen Wächter: die Bösen Träumer. Diese Wesen hatten keine sichtbare Gestalt und waren nur als schwarze Schatten zu sehen, doch waren sie mächtige Verbündete. Sie hausten tief in den Gewölben unter dem Turm und webten ihre dunklen Energien. Dadurch, dass immer einige von ihnen schliefen, spannen sie mit ihren schlechten Träumen ein starkes und scheinbar undurchdringliches Netz aus negativen Energien. Das Geheimnis ihrer Kräfte war nur ganz wenigen Eingeweihten bekannt, zu denen auch Bergista und Stawicka gehörten. Die Bösen Träumer erhielten ihre Botschaften aus dem Reich der Menschen. Jeder schlechte Traum, jedes quälende Gefühl eines Menschen im Schlaf, sei es Hass, Neid, Missgunst